

## Ungeschehene Geschichte einer historiographischen Weichenstellung in Westdeutschland

Die Besetzung der Professur für neuzeitliche Geschichte an der Universität Köln 1947/48 ist in der Literatur zur Geschichte der westdeutschen Historiographie wiederholt als eine zentrale Weichenstellung charakterisiert worden. In den Worten von Winfried Schulze handelte es sich um eine „Berufungsangelegenheit, die für die deutsche Nachkriegsgeschichtswissenschaft ohne Zweifel richtungweisend gewesen ist.“ Und Frank Golczewski urteilte, die Auswirkungen dieses Verfahrens sollten „bis in unsere Tage hinein die wissenschaftliche, universitäre Welt bestimmen.“<sup>1</sup>

Diese Thesen sind ebenso weitgehend wie suggestiv. Sie fordern eigentlich eine Überprüfung durch kontrafaktische Analysen heraus. Dafür erscheint es zunächst aber nötig, das nur Angedeutete zu Ende zu denken und die suggerierte Alternative plastischer zu machen. Was also wäre gewesen wenn?

– Lange Zeit lagen zwei Kandidaten im Rennen um den Kölner Lehrstuhl fast gleichauf: Theodor Schieder und Hans Rosenberg. Schieder war politisch konservativ. Er hatte bisher eine Ideengeschichte der Politik geschrieben. Und er war ein Historiker mit einer braunen Vergangenheit. Nicht zuletzt deshalb zeigte er einstweilen wenig Interesse an einer Aufarbeitung des Nationalsozialismus. Auf der anderen Seite stand Hans Rosenberg. Der neigte politisch eher nach links. Er verstand sich als Sozialhistoriker. Seit 1933 wegen seiner jüdischen Abstammung verfolgt und in die USA emigriert, war Hans Rosenberg stark um eine Erklärung des Nationalsozialismus aus Kontinuitäten deutscher Geschichte bemüht. Es gab ein langes Tauziehen hinter den Kulissen der Kölner Universität. Schließlich erhielt Rosenberg den Ruf.

Für seinen unterlegenen Konkurrenten Theodor Schieder war es der sprichwörtliche letzte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Zermürbt vom ergebnislosen Bemühen um einen beruflichen Wiedereinstieg nach dem Verlust seiner Königsberger Professur 1945, hatte er schon im Frühjahr 1947 in mehreren Briefen einen „Abschied von der Wissenschaft“ erwogen und beim bayerischen Kultusministerium „wegen Verwendung im Schuldienst“ angefragt.<sup>2</sup> Köln war seine letzte Hoffnung

<sup>1</sup> Schulze, *Geschichtswissenschaft*, S. 140; Golczewski, *Universitätslehrer*, S. 436. Vgl. auch Walther, *Historiker*, S. 38.

<sup>2</sup> Schieder an bayerisches Kultusministerium 23.3.1947, BHStA Abt. I MK 34688; Schieder an Friedrich Hoffmann 4.4.1947, GStAPK XX. HA Rep 99c/58. Vgl. auch Schieder an Gerhard Ritter 23.3.1947, BArch N 1188/372 (er „stehe jetzt sehr ernsthaft vor der Frage, ob ich nicht einen radikalen Stellungswechsel vornehmen und von der Wissenschaft Abstand nehmen muss“), und Siegfried Kaehlers Bemerkung gegenüber Hans Rothfels vom 20.3.1947, Schieder sei für den „bayerischen Schuldienst [...] doch eigentlich zu schade“: SUBG Kaehler 1,144.

gewesen. Als sie enttäuscht wurde, nahm Schieder eine Stelle an einer Schule seiner bayerischen Heimat an. Als Gymnasiallehrer für Deutsch, Geschichte und Geographie fand er kaum noch Zeit für wissenschaftliche Arbeit. Er publizierte nur einige wenige landeshistorische Studien. In seinem Todesjahr 1984 erschienen Schieders Jugenderinnerungen, die er mit der allgemeinen Geschichte des Ersten Weltkriegs und den ersten Nachkriegsjahren verknüpfte. Sie lassen zumindest erahnen, welche Begabung der deutschen Geschichtswissenschaft an ihm verloren ging.<sup>3</sup>

Der Stern des auf den Kölner Lehrstuhl berufenen Hans Rosenberg erstrahlte dagegen im In- und Ausland bald umso heller. Befreit von den immensen Lehrverpflichtungen am New Yorker Brooklyn College, wo er bis dahin unterrichtet hatte,<sup>4</sup> wuchs seine Produktivität schnell an. Auf den deutschen Historikertagen der frühen 1950er Jahre glänzte er mit Vorträgen über „Die Pseudodemokratisierung der Rittergutsbesitzerklasse“ und „Große Depression und Bismarckzeit“.<sup>5</sup> Diese Vorträge wurden in der Historischen Zeitschrift veröffentlicht. Sie stießen nicht nur im Fach, sondern auch in einer breiten Öffentlichkeit auf größtes Interesse. Zusammen mit der deutschen Ausgabe von Rosenbergs Buch über Bürokratie, Aristokratie und Autokratie in Preußen<sup>6</sup> verhalfen sie einer neuen Sicht auf die deutsche Geschichte zum Durchbruch. Diese neue Sicht betonte sozialhistorische Methoden. Und sie betonte die zum Nationalsozialismus hinführenden Kontinuitäten deutscher Geschichte. Als Herausgeber der Historischen Zeitschrift seit 1957 verschaffte Rosenberg dieser Perspektive noch mehr Gehör – lange bevor Fritz Fischer mit seiner Neuinterpretation der Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland im Ersten Weltkrieg in dasselbe Horn stieß. Rosenbergs Kölner Lehrstuhl wurde zu einer Art historiographischem Mekka, zu dem eine jüngere Generation von Historikern pilgerte, die sozialhistorischen Methoden und dem kritischen Blick auf die deutsche Nationalgeschichte zuneigten. Dutzende von ihnen habilitierten sich dort. Seit Mitte der 1960er Jahre besetzten sie schließlich, begünstigt durch die guten Verbindungen und den immensen Einfluss ihres akademischen Lehrers, die im Zug der Hochschulexpansion neugegründeten Lehrstühle. Sie zementierten damit die Dominanz der „Historischen Sozialwissenschaft“ in den Institutionen. Intellektuell hatte dieser Hans Rosenberg freilich schon in den 1950er Jahren zum Durchbruch verholfen – ein Jahrzehnt, bevor sein Meisterschüler Hans-Ulrich Wehler 1965 in Köln mit einer Arbeit über den amerikanischen Imperialismus habilitierte.<sup>7</sup> –

So ist es nicht gewesen. Aber hätte es so kommen können? Das Kölner Berufungsverfahren war in der Tat ein Kopf-an-Kopf-Rennen. Um ein Haar wäre damals wirklich Hans Rosenberg berufen worden. Von zwei Dekanen der Kölner Philosophischen Fakultät und dem Kuratorium der Universität wurde ihm der Lehrstuhl angeboten. Doch Rosenberg lehnte das Angebot schließlich ab. Ausschlaggebend war dafür eine gezielte Fehlinformation von Peter Rassow, dem zu dieser Zeit einzigen

<sup>3</sup> Schieder 1984h.

<sup>4</sup> Eine Biographie Rosenbergs bleibt ein Desiderat. Vgl. zuletzt Ritter, Meinecke, S. 69–81.

<sup>5</sup> Rosenberg, Pseudodemokratisierung; Ders., Depression.

<sup>6</sup> Rosenberg, Bureaucracy.

<sup>7</sup> Wehler, Aufstieg.

amtierenden Lehrstuhlinhaber am Kölner Historischen Seminar. Und so kam Schieder schließlich doch noch zum Zuge.

Bedeutete diese Entscheidung eine verpasste Chance, die man „nur bedauern“ kann? Es ist wiederholt spekuliert worden, ob die Geschichte der Geschichtswissenschaften in der frühen Bundesrepublik nicht anders verlaufen wäre, hätte 1948 Rosenberg und nicht Schieder den Kölner Lehrstuhl übernommen.<sup>8</sup> Hätte sich der Durchbruch der Sozialgeschichte in Westdeutschland dann früher vollzogen? Und wäre der Nationalsozialismus dann schon eher in das Zentrum des nationalen historischen Gedächtnisses gerückt? Denn dafür stand die Geschichtsschreibung des Emigranten Rosenberg schließlich. Theodor Schieder, vor 1945 selbst Nationalsozialist, repräsentierte aus dieser Perspektive eher einen Kurs der Restauration und der Kontinuität.

Schon Schieders Berufung nach Köln war allerdings kein Ausdruck einer gewollten Kontinuität zum Nationalsozialismus. Die dafür ausschlaggebenden Kräfte bildeten alles andere als ein Kartell von nationalsozialistisch Belasteten. Das galt auch und gerade für Peter Rassow, der unter den zwischen 1933 und 1945 in Deutschland gebliebenen Historikern zu den wenigen gehörte, die in deutlicher Distanz zum Regime geblieben waren. Wenn Rassow sich dennoch mehr für das ehemalige NSDAP-Mitglied Schieder erwärmen konnte, dann lag das neben Unkenntnis über das Ausmaß von dessen NS-Belastung vor allem daran, dass die Sozialdemokraten im Kuratorium der Kölner Universität mit Unterstützung von Teilen der CDU auf Rosenberg drängten. Rassow lehnte das vordergründig als einen Angriff auf die Autonomie der Universität ab. Dahinter stand allerdings bei ihm wie bei vielen Kollegen aus der bürgerlich-protestantischen Hauptströmung der deutschen Geschichtswissenschaft der Eindruck, das sozialistische und katholische Milieu nutze die Nähe einiger Vertreter dieser Hauptströmung der Zunft, um mit allen ihren Repräsentanten aus politischen Gründen abzurechnen. Dieser Eindruck führte zum Schulterschluss der bürgerlichen Gruppe. Die Berufung Schieders gegen Rosenberg war insofern durchaus ein beispielhafter Ausdruck von Kontinuität – freilich weniger von Kontinuität mit den Jahren zwischen 1933 und 1945, als einer Kontinuität von Auseinandersetzungen zwischen den sozialmoralischen Milieus aus der Zeit davor. Diese Auseinandersetzungen prägten das Innenleben der Zunft, bis die Milieus sich ab den 1960er Jahren auflösten.

In dem Jahrzehnt nach seiner Berufung stieg Theodor Schieder zu einem der wichtigsten Sprecher der bürgerlich-protestantischen Hauptströmung in der westdeutschen Geschichtswissenschaft auf. Nicht Hans Rosenberg, sondern er erregte auf den deutschen Historikertagen der frühen 1950er Jahre viel Aufsehen. Seine dort gehaltenen Vorträge mit ihren wenig verschlüsselten Empfehlungen zur bürgerlichen Öffnung gegenüber der Arbeiterbewegung und der demokratisierten Massengesellschaft trafen offenbar einen Nerv. Schieders Aufstieg zum Herausgeber der Historischen Zeitschrift, Multifunktionär und einflussreichen Netzwerker war vor allem

<sup>8</sup> Golczewski, Universitätslehrer, S. 436; vgl. Schulze, Geschichtswissenschaft, S. 140; Walther, Historiker, S. 38.

Folge dieser neuen Aktivitäten, und weniger einer bereits zuvor bestehenden, vor 1950 tatsächlich nur schwach ausgeprägten Vernetzung zu verdanken.

Schieders Aufstieg stand in Wechselwirkung mit der Akzeptanz der zweiten deutschen Demokratie durch bürgerliche Intellektuelle. Diese vollzog sich bei ihm wie bei anderen vor dem Hintergrund des seit den 1950er Jahren einsetzenden Wirtschaftsbooms. Es war aber nicht allein die dadurch geschaffene Grundlage bürgerlicher Sekurität, die eine Bereitschaft zum Arrangement mit der Bonner Republik begründete, an der es gegenüber ihrer Weimarer Vorgängerin gemangelt hatte. Auch die bipolare Spaltung der Welt im Ost-West-Konflikt und die Angst vor dem atomaren Armageddon trug wesentlich dazu bei.<sup>9</sup> Im Kalten Krieg war, anders als in der Zwischenkriegszeit, eine Orientierung nach Westen die einzig verbliebene Option für bürgerliche Interessen. Diese genossen gegenüber dem Ziel einer einigen deutschen Nation und Geschichtswissenschaft klare Priorität. Das historiographische Engagement Schieders für den Europagedanken zielte ebenso sehr auf die Überwindung der vom Ost-West-Konflikt ausgehenden existenziellen Bedrohung wie auf die der deutschen Teilung.

Seine eigene nationalsozialistische Vergangenheit „vernebelte“ Theodor Schieder zunächst gezielt und weitgehend erfolgreich. Während der späten 1940er Jahre verlief sein Denken dabei noch weitgehend in den Bahnen, in denen es sich seit 1933 zunehmend bewegt hatte. Um 1950 setzte ein schrittweiser Prozess der innerlichen Distanzierung vom Nationalsozialismus ein. Ende der 1950er Jahre plädierte er im kleinen Kreis früherer Mitstreiter aus der Jugendbewegung dafür, sich kollektiv zur Mitverantwortung für den Untergang der Republik von Weimar und die nationalsozialistische Machtübernahme zu bekennen. Gesprächen über seine *persönliche* Tätigkeit im Nationalsozialismus wich er dagegen bis zum Lebensende weiterhin stets aus.

Wie im persönlichen Bereich hatte der Wandlungsprozess auch in Schieders Historiographie Grenzen. Zunehmend thematisierte er in seinen Schriften wenigstens die Vorgeschichte des Nationalsozialismus. Dabei verloren sich bis zur Mitte der 1960er Jahre die anfangs noch starken apologetischen Züge mehr und mehr. Das ‚Dritte Reich‘ selbst stand aber nur in einer einzigen seiner Publikationen im Mittelpunkt. Schieders Aussagen zum Nationalsozialismus blieben teilweise vage und widersprüchlich.

Weder im professionellen noch im persönlichen Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit unterschied Schieder sich freilich wesentlich von anderen zwischen 1933 und 1945 in Deutschland gebliebenen Historikern seiner Generation. Keiner von diesen thematisierte von sich aus offen die eigene Mitverantwortung für das ‚Dritte Reich‘ in einer Form, die über vage Reden von kollektiver „Schuld“ hinausging. Erst nach der Emeritierung dieser Historikergeneration trat der Nationalsozialismus in den 1980er Jahren schließlich ins Zentrum der deutschen Geschichtsschreibung – nachdem seine historiographische Aufarbeitung zunächst auch insti-

<sup>9</sup> Vgl. zum Themenkomplex zuletzt Gallus/Schildt, Zukunft.

tutionell von der Beschäftigung mit der „eigentlichen“ Nationalgeschichte separiert worden war.<sup>10</sup>

Dabei hatte es schon früher wiederholt Versuche gegeben, ihn im Zentrum zu positionieren. Als jedoch etwa Johann Albrecht von Rantzau während der späten 1940er und Anfang der 1950er Jahre Vorstöße in dieser Richtung unternahm, wurde er als Querulant etikettiert und ausgegrenzt. Kritik des Briten Geoffrey Barraclough und einiger weniger katholischer Historiker an der Isolierung des Nationalsozialismus im deutschen Geschichtsbild wiesen die Sprecher der bürgerlich-protestantischen Hauptströmung in der Zunft ebenso zurück.<sup>11</sup> Karl Dietrich Bracher verstieß 1955 mit seiner sozialwissenschaftlich ausgerichteten Habilitation über das Ende der Weimarer Republik gegen ein Tabu. Seine Studie wurde selbst von dem gegenüber Sozialgeschichte aufgeschlossenen Werner Conze höflich, aber deutlich verrissen. Bracher bekam keinen historischen Lehrstuhl – dafür aber einen für Politikwissenschaften, die er noch nicht einmal studiert hatte.<sup>12</sup>

Hätte sich daran etwas geändert, wenn Hans Rosenberg statt Schieder den Kölner Lehrstuhl für Geschichte der Neuzeit innegehabt hätte? Schieder konnte seit den 1950er Jahren eine beeindruckende Machtposition aufbauen. Durch seine Publikationen, über Institutionen und durch die Bildung einer „Schule“ übte er immensen Einfluss aus. Wäre Rosenberg etwas Vergleichbares gelungen?

Rosenbergs oben erwähnte Aufsätze zur „Pseudodemokratisierung der Rittergutsbesitzerklasse“ und „Große Depression und Bismarckzeit“ erschienen tatsächlich erst während der zweiten Hälfte der 1960er Jahre auf Deutsch. Sie gingen zurück auf Gedanken, die er in den USA bereits ein Vierteljahrhundert zuvor veröffentlicht hatte, mit denen ein breiteres Publikum in Deutschland jedoch erst jetzt konfrontiert wurde. Sein Buch über Bürokratie, Aristokratie und Autokratie in Preußen wurde hierzulande nie publiziert: Der Verlag machte plötzlich einen Rückzieher, wofür Rosenberg wiederholt Gerhard Ritter und „einige andere Mitglieder der älteren Historikergeneration“ verantwortlich machte, weil eine deutsche Übersetzung „nicht im ‚nationalen Interesse‘ gewesen“ sei.<sup>13</sup> Womöglich hätte Rosenberg von einem Kölner Lehrstuhl aus die Übersetzung eher bewirken können. Vielleicht wäre das Werk von Ritter und anderen dann verrissen worden, statt es totzuschweigen wie die amerikanische Ausgabe und die zuvor ebenfalls nur auf Englisch erschienenen Aufsätze. Noch wahrscheinlicher hätte Rosenbergs Preußen-Buch allerdings auch in deutscher Übersetzung nur wenig Interesse gefunden.

<sup>10</sup> Vgl. die Debatte über das Institut für Zeitgeschichte bei Berg, Holocaust, und Frei, Martin Broszat.

<sup>11</sup> Fritz Hartung an Ludwig Dehio 14.7. und Dehios Antwort vom 28.7.1950, er habe die Ansichten von Rantzau, der offenbar mit Barraclough unter einer Decke stecke, aus der Historischen Zeitschrift „natürlich ferngehalten“, StAma Nachlass Dehio C 14; siehe auch Briefwechsel zwischen Hermann Aubin und Siegfried Kaehler 1950/51, SUBG Kaehler 1,6; Berg, Holocaust, S. 64; Cornelissen, Ritter, S. 463–470, 533–545; Schulze, Geschichtswissenschaft, S. 216–222.

<sup>12</sup> Vgl. Conrad, Suche, S. 258–264; Etzemüller, Sozialgeschichte, S. 108–111.

<sup>13</sup> Rosenberg an Dirk Blasius 24.10.1979 und an Bernd Wunder 3.4.1980, BArch N 1376/44 (freundliche Mitteilung von Wilfrid Halder).

Denn im Gegensatz zu den Ende der 1950er Jahre erscheinenden Studien von Hellmuth Plessner über Deutschland als „verspätete Nation“<sup>14</sup> oder von Fritz Fischer zum Ersten Weltkrieg,<sup>15</sup> die großes Aufsehen erregten, waren Rosenbergs Arbeiten methodisch eher sozialhistorisch angelegt. Plessner schrieb stattdessen klassische Geistesgeschichte. Fischer ging nach herkömmlicher politik- und diplomatiegeschichtlicher Methode vor. Gerade weil ihre Ansätze methodisch weniger innovativ waren, ließen sie sich leichter in den traditionellen fachwissenschaftlichen Diskurs einspeisen. Die Hauptströmung der deutschen Geschichtswissenschaft konnte sie schlechter ignorieren als die Rosenbergs, in dessen Thesen ebenso viel politischer Sprengstoff steckte.

Theodor Schieder war ebenfalls offen für Sozialgeschichte. Er sah in ihr allerdings nicht einen Ersatz von, sondern eine Ergänzung zu traditioneller Politik- und Geistesgeschichte. Anders als bei Rosenberg war sein Plädoyer für sozialhistorische Methoden zudem frei von dem Beigepäck einer negativen Sicht auf die deutsche Nationalgeschichte, die den Nationalsozialismus als Fluchtpunkt einer kontinuierlichen Entwicklung betrachtete. Das machte Schieders Plädoyer für Sozialgeschichte in der bürgerlich-konservativen Hauptströmung der westdeutschen Historiographie akzeptabel.

Aber hätte Rosenberg, wenn er 1948 nach Köln gegangen wäre, den fachwissenschaftlichen Diskurs in Deutschland nicht besser beeinflussen können als aus den fernen USA? Hätte er dann nicht eine ähnlich große institutionelle Machtstellung in der westdeutschen Zunft gewonnen wie Schieder? Wohl kaum. Das Rückgrat von Schieders institutionellem Einfluss im Fach war die Herausgeberschaft der Historischen Zeitschrift. Sie wurde ihm 1956 von seinem Vorgänger Ludwig Dehio angeboten. Dehio holte sich im Vorfeld dazu den Rat von zwei konservativen Kollegen ein: von Hermann Aubin und Hans Rothfels. Beide hätten den von ihnen als politisch links verorteten Sozialhistoriker Rosenberg mit Sicherheit nicht als Herausgeber der führenden Fachzeitschrift empfohlen. Dehio selbst war der Sozialgeschichte ebenfalls eher abgeneigt. Auch sonst war Schieders Aufstieg zu institutionellen Machtpositionen vom Wohlwollen konservativer Altvorderer der Zunft wie Rothfels, Dehio und Gerhard Ritter abhängig. Hans Rosenberg hätte dagegen noch nicht einmal in Werner Conze einen Verbündeten gefunden – war dem Heidelberger Ordinarius Conze doch sogar schon Karl Dietrich Bracher aus letztlich politischen Gründen suspekt.<sup>16</sup> Politisch und methodisch ein Außenseiter, wäre Rosenberg das auch institutionell geblieben.

Schieders politischer Konservatismus war Voraussetzung für seine außerordentliche Karriere – und damit Voraussetzung für die begrenzten Innovationen, die er von den Ende der 1950er Jahre erreichten Machtpositionen vorantrieb. Dazu zählte nicht allein die Injektion der sozialhistorischen Methode in die traditionelle Politik- und

<sup>14</sup> Plessner, Nation.

<sup>15</sup> Fischer, Kriegsziele; ders., Kontinuität; ders., Griff; ders., Weltmacht; ders., Krieg.

<sup>16</sup> Während Theodor Schieder für Bracher eintrat, als es um die Besetzung des Direktorenpostens am Institut für Zeitgeschichte ging: an Paul Egon Hübinger 20.6.1958, BArch N 1188/446. Zu Conze und Bracher vgl. Eitzmüller, Sozialgeschichte, S. 108–111.

Geistesgeschichte. Dazu zählte ebenso die teilweise Reform der überkommenen Ordinarienuniversität, die Schieder als Rektor in Köln während der frühen 1960er Jahren durchsetzte. Anschließend engagierte er sich unter anderem als Vizepräsident der Westdeutschen Rektorenkonferenz bundesweit dafür, bis die Studentenrevolte 1968 zu einer Polarisierung der Positionen führte, die den Reformprozess stoppte. Zu Schieders Innovationsleistungen zählte schließlich auch die Erweiterung der nationalstaatlich verengten Perspektive der deutschen Historiographie hin zum europäischen Vergleich, den der Kölner Historiker in seinen Schriften zunehmend praktizierte. Bemüht um die Konstruktion einer für die Einigung des Kontinents „brauchbaren“ gemeinsamen Vergangenheit, setzte er hier mit dem Handbuch der Europäischen Geschichte Maßstäbe.

Mit seinem konsequent komparatistischen Ansatz hob Schieder sich nicht nur von den meisten seiner konservativen Kollegen ab. Er ging auch über die historiographische Praxis von Rosenberg hinaus, dessen Schriften – aller gegenteiligen Rhetorik zum Trotz – letzten Endes ähnlich germanozentrisch blieben wie die Arbeiten der prominentesten von Schieders Kölner Schülern. Viele von diesen wären zweifellos ebenso gern und oft sogar noch lieber Rosenbergs Schüler gewesen, wenn dieser den Kölner Lehrstuhl besetzt hätte.<sup>17</sup> Köln, und weniger Berlin, hätte dann tatsächlich ein Mekka angehender Sozialhistoriker werden können. Doch was wäre aus ihnen geworden? Der schon zweite Habilitationsversuch des wohl profiliertesten Anhängers von Rosenberg, Hans-Ulrich Wehler, dessen methodische und politische Ausrichtung vielen traditionell orientierten Kölner Ordinarien nicht passte, gelang 1967/68 letztlich nur, weil Theodor Schieder wiederholt seinen ganzen Einfluss in die Waagschale warf, um seinem Schüler Wehler über die Hürden des Verfahrens zu helfen. Schieders entscheidende Ressourcen waren dabei das Prestige und die Sympathien, die er sich durch seine bürgerlich-konservative Grundeinstellung bei den gleich gepolten Kollegen erworben hatte. Der Außenseiter Rosenberg hätte über diese Ressourcen nicht verfügt.

Wehler war zudem nicht der einzige, dem Theodor Schieder beim Navigieren durch die zahlreichen Untiefen einer akademischen Karriere bis in den sicheren Hafen eines Lehrstuhls zur Seite stand. Im Fall von Wolfgang Mommsens Habilitationsverfahren überwand Schieder mit seinem Prestige ebenfalls beträchtliche Widerstände aus dem Kölner Historischen Seminar. Und obwohl angesichts der Neugründung von Lehrstühlen in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren die Aussichten auf ein Erreichen des sicheren Hafens sicherlich besser als jemals zuvor und danach waren: Schieders Schüler registrierten dankbar seine Unterstützung in den Berufungsverfahren, bei denen meist die älteren und konservativeren Kollegen seiner Generation das Sagen hatten. Wie durch seinen Einsatz für eine auf Samtpfoten daher kommende Sozialgeschichte öffnete er so auch personell die westdeutsche Geschichtsschreibung

<sup>17</sup> So sehr es als eine nachträgliche „invention of tradition“ erscheinen mag, wenn etwa Wehler, Kampfsituation, S. 42 f. seine Bindungen an Rosenberg hervorhebt, dokumentiert doch Rosenbergs Nachlass tatsächlich, dass dieser mit keinem anderen Historiker in Deutschland intensiver korrespondierte als mit Wehler (BArch N 1376/38–40, freundlicher Hinweis von Winfrid Halder). Vgl. auch Rosenberg an Schieder 23.3.1963, BArch N 1188/1260.

für die „Historische Sozialwissenschaft“. Obwohl er die von Hans Rosenberg propagierte negative Sicht auf die deutsche Nationalgeschichte ablehnte, trug er auf diese Weise letztlich zu ihrem Durchbruch bei. Ausschlaggebend war dafür nicht nur ein in liberalem Denken wurzelndes Verständnis von Geschichtswissenschaft, sondern mindestens ebenso sehr die an Schieders Kölner Lehrstuhl während der 1950er und 1960er Jahre entstandenen persönlichen Loyalitätsbeziehungen.

Rosenberg hätte die Karriere der Nachwuchshistoriker einer neuen Generation bei weitem nicht in dem Ausmaß unterstützen können wie Schieder. Dieser konnte das, weil er – anders als Rosenberg – ein Teil des nationalkonservativ gesinnten bürgerlich-protestantischen Milieus war, das in der Historikerkunft dominierte. Schieder gehörte dazu. Rosenberg gehörte nicht dazu. Und weil er nicht dazugehörte, hätte Rosenberg auch von Köln aus weder einen Wandel hin zur Sozialgeschichte, noch zur Infragestellung des Nationalen als positiver Kontinuität in der deutschen Geschichte, zur Etablierung des Nationalsozialismus als Fluchtpunkt deutschen Geschichtsverständnisses beschleunigen können. Denn dieser Wandel konnte nicht gegen das bürgerlich-protestantische Zunftmilieu erfolgen, sondern nur aus diesem Milieu heraus angestoßen werden.